

*Eugen
Rosenstock-Huessy*

605

Die
Tochter

Das
Buch
Rut

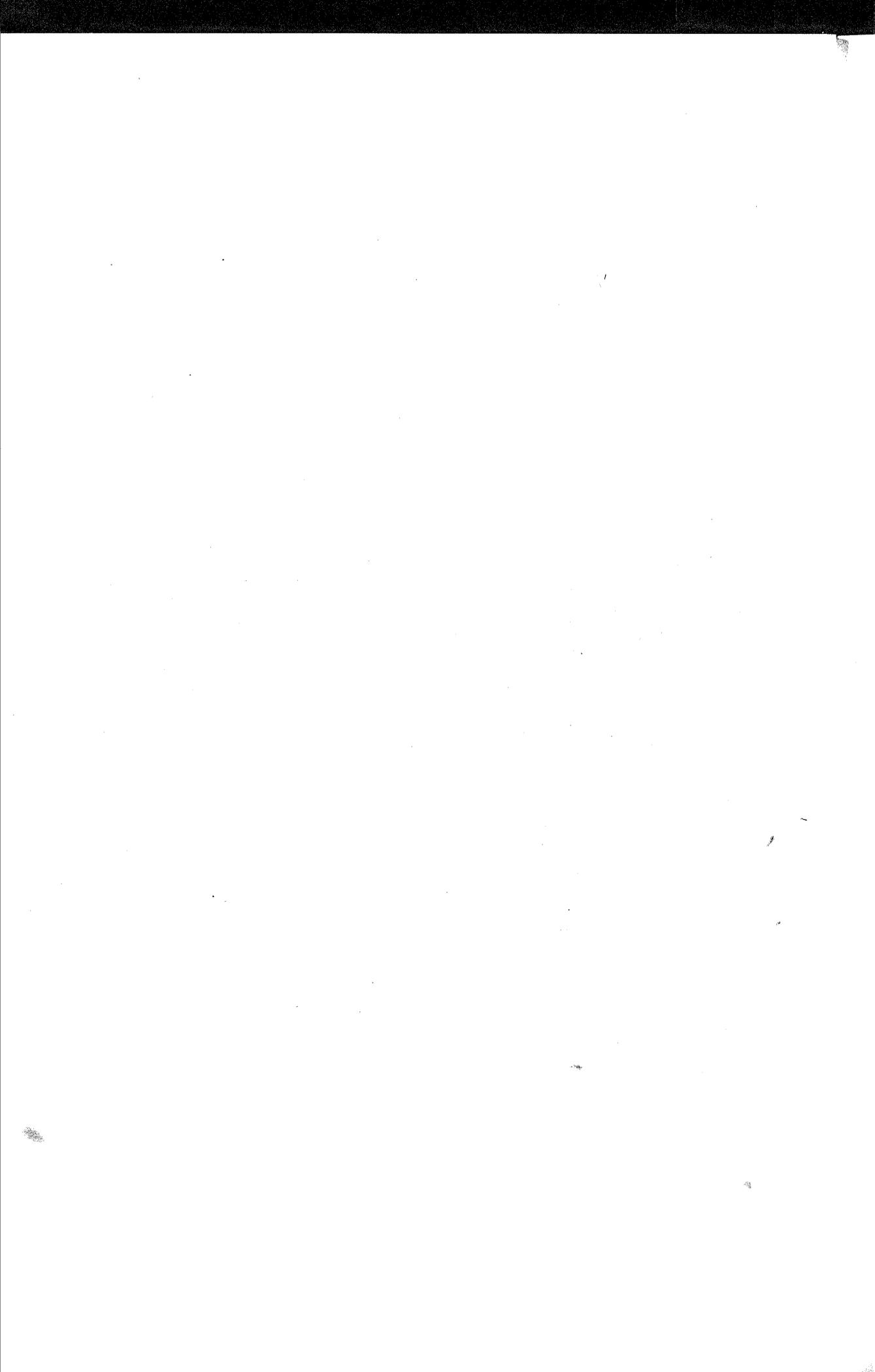
*Verdeutsch von
Martin Buber*

Herausgegeben von
Bas Leenman

talheimer

Eugen Rosenstock-Huessy

Die Tochter



Das
Buch
Rut

Verdeutsch von
Martin Buber

*Eugen
Rosenstock-Huessy*

Die
Tochter

Herausgegeben
und kommentiert von
Bas Leenman

talheimer

ttg

talheimer

Texte aus der Geschichte

herausgegeben von Richard Scherer

Band 2

Abdruck des Textes des Buches Rut mit freundlicher Genehmigung des Verlages Lambert Schneider / Heidelberg, aus: Die Schriftwerke. Verdeutsch von Martin Buber. 6. Auflage der neubearbeiteten Ausgabe von 1962 (Die Schrift, Band 4), Heidelberg 1986, Verlag Lambert Schneider.

Abdruck des Textes von E. Rosenstock-Huessy, Die Tochter, mit freundlicher Genehmigung von Hans R. Huessy, Vermont/USA.

Talheimer Verlag,

Satz und Vertrieb GmbH

© dieser Ausgabe beim Talheimer Verlag

Mössingen-Talheim 1988

Satz und Gestaltung: Talheimer Verlag

Umschlaggestaltung: Erika Töpfl, ASIP

Druck- und Bindearbeiten: Druckerei Kösel,

Kempton

ISBN 3-89376-006-7

Inhalt

Bas Leenman	
Vorwort	9
Das Buch Rut	
Verdeutscht von Martin Buber	11
Eugen Rosenstock-Huessy	
Die Tochter	27
Nachwort	45



Franz Rosenzweig
gewidmet



Vorwort

Dieses Büchlein ist entstanden aus einer alten Verpflichtung. 1961 reiste ich mit Rosenstock-Huessy im Zug von Heidelberg nach Köln. Wir saßen alleine im Abteil und wir kamen auf Ruth, die Moabiterin, zu sprechen. Da sagte Rosenstock zu mir, ich solle nach seinem Tode das biblische Büchlein Ruth herausgeben zusammen mit dem Kapitel die Tochter (aus seinem Buche „Die Hochzeit des Krieges und der Revolution“ von 1920), aber „in einem schönen, weißen Bändchen“.

Hier ist es nun, nach 27 Jahren. Eine Schenkung von Frau Ko Vos in Wanneperveen, Niederlande, hat das Erscheinen noch im 100. Geburtsjahr Rosenstock-Huessys ermöglicht. Ihr Name wird hier dankbar eingetragen.

Zur Einführung noch das Folgende:

Heute findet die Frau ihre Stimme. Vielleicht noch zur rechten Zeit, denn schon längst genügt die Stimme einer vermännlichten Wissenschaft nicht mehr, uns Menschen weiterhin zu bestimmen. Der unbefangenen Stimme der Tochter des Menschen, liebevoll nach ihrer Art, und dem Fremden zugewandt nach ihrer Art, fällt heute die Führung im Haushalt der menschlichen Stimmen zu. Denn geschöpfllich sollen wir wieder werden. Und wer ist unter den vier Grundgestalten Vater-Mutter-Sohn-Tochter geschöpflicher als die Tochter?

Aber wer ist sie, diese Tochter des Menschen? Wächst ihre Gestalt jedem Mädchen von selbst zu?

Unter allen Völkern hat es über die Jahrtausende ihr Porträt gegeben und zwar in allen Arten der Verschiedenheit. Wir wollen diese Verschiedenheit bedenken, wenn wir das eine Porträt der Moabiterin Ruth hier herausheben. In sich ein vollständiges Porträt und doch wieder nur diese eine Tochter unter den vielen Töchtern, die zusammen die Gestalt der Tochter bilden. Aber ein wichtiges Porträt. Nicht umsonst tragen tausende

Vorwort

Frauen und Mädchen noch immer den Namen Ruth. Ruth hat Jahrtausende überlebt; in der Synagoge wird noch jedes Jahr das Büchlein Ruth zum Wochenfest (Schavuoth/Pentecost) gelesen. Sind die Züge dieser Tochter des Menschen vielleicht unabdingbar für ein kommendes Pfingsten der Menschheit, an dem wir einander verstehen werden, weil unsere Seelen einander töchterlich, ja bräutlich offen sind?

Doorwerth, Niederlande
den 18. Oktober 1988

Bas Leenman

Das
Buch
Rut

*Verdeutscht von
Martin Buber*

Rut

Es war in den Tagen, als die Richter richteten,
da war Hunger im Land,
so ging ein Mann aus Betlehem in Jehuda, in
den Gefilden Moabs zu gasten,
er und seine Frau und seine beiden Söhne,
der Name des Manns war Elimelech, der Name
seiner Frau Noomi, der Name seiner bei-
den Söhne Machlon und Kiljon,
Efratiter aus Betlehem in Jehuda.
Sie kamen in die Gefilde Moabs und waren
fortan dort.
Elimelech, der Mann Noomis, starb, sie ver-
blieb, sie und ihre zwei Söhne.
Sie nahmen sich Frauen, Moabiterinnen,
der Name der einen war Orpa, der Name der
anderen Rut.
An zehn Jahre hatten sie dort verweilt,
so starben auch die beiden, Machlon und Kil-
jon,
die Frau verblieb ohne ihre Kinder und ohne
ihren Mann.
Sie machte sich auf, sie und ihre Schwiegerin-
nen, und kehrte aus den Gefilden Moabs
heim,
denn sie hatte in den Gefilden Moabs gehört,
daß ER es seinem Volke zugeordnet hatte,
ihnen Brot zu geben,

In wenigen Sätzen wird hier das tragische Schicksal einer wegen Hungersnot aus Israel ausgewanderten Kleinfamilie gezeichnet. Der Anfang des Büchleins endet mit drei Witwen. Das folgern zwar wir, die Leser. Aber weshalb tut die Erzählung, als ob nur eine der drei Frauen gelitten hätte? „Tragisches Schicksal“ habe ich geschrieben. Das ist außerbiblische Sprache. Biblisch wäre: „Die nun säen in Tränen / im Jubel werden sie ernten“. Es geht durch den Tod hindurch, der Gang im Buche Rut. Wenn es einen Untertitel bräuchte, könnte es jener Titel aus dem zweiten Band von Rosenstock-Huessys „Die Sprache des Menschengeschlechts“ sein: „Etwas von Ursprüngen“.

sie zog hinweg von dem Ort, wo sie gewesen war, sie und ihre beiden Schwiegerinnen mit ihr.

Als sie des Weges gingen, ins Land Jehuda heimzukehren,

sprach Noomi zu ihren beiden Schwiegerinnen:

„Geht doch, kehrt doch um, jede ins Haus ihrer Mutter!

ER tue hold an euch,

wie ihr an den Verstorbenen und an mir getan habt!

ER gebe euch, daß eine Ruhstatt ihr findet, jede im Haus ihres Mannes!“

Sie küßte sie, sie aber erhoben ihre Stimme und weinten.

Dann sprachen sie zu ihr:

„Nein, mit dir kehren wir zu deinem Volke heim.“

Noomi sprach:

„Kehrt um, meine Töchter!

warum wollt ihr mir zugesellt gehn?

kann ich denn noch Söhne in meinem Leib haben,

daß sie euch zu Männern würden?

kehrt um, meine Töchter, geht!

denn zu alt bin ich, eines Mannes zu werden:

wenn ich sprechen könnte, es gäbe mir Hoffnung,

noch diese Nacht würde ich eines Mannes, und ich wollte noch Söhne gebären, —

möchtet ihr daraufhin warten, bis sie groß werden?

Der bescheidene Ursprung des Königsgeschlechts Davids wächst aus dem stillen Leben Ruts. Noomi trifft Entscheidungen und weiß zu planen; Rut lebt mit den Begebenheiten der Tage. Sie liebt Noomi und ist fest entschlossen, bei ihr zu bleiben und für sie zu sorgen. Ahnt sie, daß Noomi ihr Leitstern ist?

möchtet ihr daraufhin euch versperren, nicht
eines Mannes zu sein,

nimmer doch, meine Töchter!

Denn sehr bitter ists mir um euch,

so denn SEINE Hand wider mich ausfuhr!“

Sie erhoben ihre Stimme und weinten wieder,

Dann küßte Orpa ihre Schwiegermutter,

Rut aber hing sich an sie.

Sie sprach:

„Da, deine Schwägerin kehrt heim

zu ihrem Volk und zu ihrem Gott,

kehre um, deiner Schwägerin folgend!“

Rut sprach:

„Nimmer dringe in mich, dich zu verlassen,

vom Dir-folgen umzukehren!

Denn wohin du gehst, will ich gehn,

und wo du nachtest, will ich nachten dir ge-
sellt.

Dein Volk ist mein Volk

und dein Gott ist mein Gott.

Wo du sterben wirst, will ich sterben

und dort will ich begraben werden.

So tue ER mir an, so füge er hinzu:

ja denn, der Tod wird zwischen mir und dir
scheiden.“

Als sie sah, daß sie festen Sinns war, mit ihr zu
gehen,

gab sies auf, ihr zuzureden.

So gingen sie beide, bis sie nach Betlehem ka-
men.

Es geschah, als sie nach Betlehem kamen,

da rauschte all die Stadt über sie auf,

sie sprachen: „Ist dies Noomi?“

Sie sprach zu ihnen:

„Nimmer ruft mich Noomi, Behagen,
ruft mich Mara, Bitternis,
denn der Gewaltige hat mich sehr verbittert.

Ich da, voll bin ich von hinnen gegangen
und leer hat ER mich heimkehren lassen, –
warum ruft ihr mich Noomi?

ER hat gegen mich gezeugt,
der Gewaltige hat mich mißhandelt.“

So kehrte Noomi heim,
und Rut, die Moabiterin, ihre Schwiegerin,
ihr gesellt,

heim von den Gefilden Moabs.

Sie kamen aber nach Betlehem zu Beginn des
Gerstenschnitts.

Einen Verwandten hatte Noomi, von ihrem
Manne her,

einen tüchtigen Mann von Elimelechs Sippe,
sein Name war Boas.

Rut, die Moabiterin, sprach zu Noomi:

„Laß mich doch aufs Feld gehn,
daß ich Ähren auflese, hinter jemand her,
in dessen Augen ich Gunst finde.“

Sie sprach: „Geh, meine Tochter.“

Sie ging, kam hin und las auf dem Feld hinter
den Schnittern auf.

Und es fügte sich eine Fügung:

das Feldstück war das Boas, der von Elime-
lechs Sippe war.

Da, Boas kam von Betlehem her
und sprach zu den Schnittern:

Die alte Witwe und ihre Schwiegertochter. Noomi hadernd mit Gott. Sogar ihren Namen, der seine Verheißung nicht erfüllt hat, will sie loswerden. Die Erzählung aber kümmert sich um diesen Wunsch nicht. Noomi bleibt auch weiter Noomi, wohl auch für die kleine Gemeinschaft des Dorfes Betlehem.

Und Rut? Auch sie eine Witwe, auch sie hat ihren Mann verloren. Wir haben aber Mühe, es uns zu vergegenwärtigen; es drängt sich uns nicht auf, wie bei Noomi. Anders als die kritische, „vom Gewaltigen mißhandelte“ Noomi, erwägt Rut ihr Leben nicht. Sie lebt und liebt und läßt sich führen.

Frauen wie Rut werden vom Zufall geliebt. Die Bibel kargt sehr mit dem Zufall. Hier aber holt sie ihn ein.

„ER sei mit euch!“

Sie sprachen zu ihm:

„Dich segne ER!“

Boas sprach zu seinem Jungknecht,
der über die Schnitter bestellt war:

„Wessen ist diese Junge?“

Der Jungknecht, der über die Schnitter be-
stellt war, entgegnete, er sprach:

„Eine junge Moabiterin ists,
die mit Noomi von den Gefilden Moabs zu-
rückgekehrt ist,

sie sprach: ‚Laß mich nachlesen doch,
daß ich aufsammle unter den Garben hinter
den Schnittern her!‘

Sie kam und stand vom Morgen an bis jetzt,
nur ein wenig war ihres Weilens im Haus.“

Boas sprach zu Rut:

„Nicht wahr, du hörst es, meine Tochter:
geh nimmer auf ein anderes Feld lesen,
zieh gar nicht von hier weg,
und da halte an meine Jungmägde dich,
deine Augen aufs Feld, wo sie schneiden,
und geh hinter ihnen her.

– Gebiete ich den Jungknechten nicht,
dich unangetastet zu lassen? –

Dürstets dich aber, geh zu den Gefäßen
und trink davon, was die Jungknechte schöp-
fen.“

Sie fiel auf ihr Antlitz, bückte sich zur Erde
und sprach zu ihm:

„Weshalb habe ich Gunst in deinen Augen ge-
funden,

daß du mich anerkennst, die ich eine Fremde
bin?“

Boas entgegnete, er sprach zu ihr:

„Gemeldet wards mir, gemeldet
alles, was du an deiner Schwiegermutter ta-
test

nach dem Tode deines Mannes,
daß du deinen Vater und deine Mutter und
dein Geburtsland verließest
und gingst zu einem Volk, das du gestern und
ehdem nicht kanntest.

Vergelte ER dir dein Werk
und dir werde gütiger Lohn
von IHM, dem Gott Jissraels,
unter dessen Flügeln dich zu bergen du kamst!“

Sie sprach:

„Möchte ich weiter Gunst in deinen Augen
finden, mein Herr, da du mich hast ge-
tröstet,
und da du zum Herzen deiner Dienerin hast
geredet,
und ich bin ja nicht einmal einer deiner Die-
nerinnen gleich!“

Zur Essenszeit sprach Boas zu ihr:

„Tritt heran, iß vom Brot
und tauche deinen Bissen in die Sauertunke!“

Sie setzte sich zuseiten der Schnitter.

Er reichte ihr Korngeröst,
sie aß, daß sie satt wurde, und ließ übrig.

Dann stand sie auf um zu lesen.

Boas gebot seinen Jungknechten, sprechend:

„Auch zwischen den Garben mag sie lesen,

und ihr dürft sie nicht beschämen,
ihr sollt für sie sogar aus den Büscheln zupfen,
ja zupfen und es liegen lassen, daß sie es
lese,

und ihr dürft sie nicht schelten.“

Sie las auf dem Feld bis zum Abend,
dann klopfte sie aus, was sie gelesen hatte:
es war etwa ein Scheffel Gerste.
Sie nahm's auf, kam in die Stadt
und ihre Schwiegermutter sah, was sie gelesen
hatte.

Dann holte sie hervor und gab ihr, was sie
nach ihrer Sättigung übrig gelassen hatte.

Ihre Schwiegermutter sprach zu ihr:

„Wo hast du heute gelesen,
welchenorts geschafft?

Gesegnet sei, der dich anerkannt hat!“

Nun meldete sie ihrer Schwiegermutter,
bei wem sie geschafft hatte, sprach:

„Der Name des Manns, bei dem ich heute
schaffte, ist Boas.“

Noomi sprach zu ihrer Sohnsfrau:

„Gesegnet er IHM,
der seine Huld nicht versagt den Lebenden
und den Toten!“

Noomi sprach weiter zu ihr:

„Nahverwandt ist uns der Mann,
von unsern Lösern ist er.“

Rut, die Moabiterin, sprach zu ihr:

„Er hat auch noch zu mir gesprochen:
„An meine Jungknechte sollst du dich halten,
bis sie mit all meinem Schnitt zu Ende sind.““

Noomi sprach zu Rut, ihrer Sohnsfrau:

„Gut ists, meine Tochter, daß du mit seinen
Jungmägden ausziehst,
so wird man nicht auf einem anderen Feld
dich behelligen.“

Hinfort hielt sie sich an Boas' Mägde beim Le-
sen,

bis Gerstenschnitt und Weizenschnitt zu Ende
waren.

Dann verweilte sie bei ihrer Schwiegermutter.

Noomi, ihre Schwiegermutter, sprach zu ihr:

„Meine Tochter,
nicht wahr, ich will dir eine Ruhstatt suchen,
wo dus gut hast.

Nun, ist nicht Boas von unsrer Verwandt-
schaft,

er, mit dessen Mägden du gewesen bist?

Da, diese Nacht worfelt er auf der Gersten-
tenne.

Bade, salbe dich, leg deine Tücher um
und geh zur Tenne hinab,

laß dich aber von dem Mann nicht bemerken,
bis er mit dem Essen und Trinken zu Ende ist.

Und es sei, wenn er sich hinlegt,
mußt du den Ort kennen, wo er liegt,

dann kommst du und deckst den Platz zu sei-
nen Füßen auf und legst dich nieder,

so wird er dir vermelden, was du zu tun hast.“

Sie sprach zu ihr:

„Alles, was du mir zusprichst, will ich tun.“

Sie stieg zur Tenne hinab und tat alles, was
ihre Schwiegermutter geboten hatte,

Wer vom Zufall geliebt
wird, dem werden die Chan-
cen vor die Füße gelegt.
Aber damit ändert sich
noch nichts. Chancen müs-
sen auch gesehen und auf-
gegriffen werden. Gesehen
wird die Chance von Noo-
mi, und sie setzt Rut an,
sie wahrzunehmen. Noomi
wußte, daß jeder Zufall
hilfsbedürftig ist. „Denn
nicht vermögen / die Himm-
lischen alles / nämlich es
reichen / die Sterblichen eh
an den Abgrund also wendet
es sich, das Echo, mit
diesen“ hat Hölderlin ge-
dichtet.

Boas aß und trank und sein Herz war guten

Muts,

Er kam, sich am Rand des Getreidehaufens
niederzulegen.

Da kam sie im stillen, deckte den Platz zu sei-
nen Füßen auf und legte sich nieder.

Um Mitternacht geschahs,
der Mann fuhr auf, beugte sich vor,
da, eine Frau liegt zu seinen Füßen,

Er sprach:

„Wer bist du?“

Sie sprach:

„Ich bin Rut, deine Sklavin.

Breite deinen Kleidzipfel über deine Sklavin,
denn ein Löser bist du.“

Er sprach:

„Gesegnet du IHM, meine Tochter!

Besser noch hast du deine späte Huld erzeugt
als die frühere,

da du nicht den Jünglingen, ob arm ob reich,
nachgegangen bist.

Und nun, meine Tochter, fürchte dich nimmer,
alles, um was du mich ansprechen wirst, will
ich dir tun,

weiß ja all das Tor meines Volks, daß du eine
Frau von Tucht bist.

Und nun, ja, traun, ich bin zwar ein Löser,
doch gibts auch noch einen Löser, näher als
ich,

Nachte die Nacht, und am Morgen solls so
sein;

löst er dich, ists gut,

gefällts ihm aber nicht, dich zu lösen, löse ich
selber dich,
sowahr ER lebt.

Liege bis zum Morgen!“

Sie lag zu seinen Füßen bis zum Morgen
und stand auf, ehe jemand seinen Genossen
erkennt,

er nämlich sprach:

„Nimmer solls bekannt werden, daß die Frau
auf die Tenne kam.“

Dann sprach er:

„Lange den Überwurf her, den du umhast,
und fasse dran.“

Sie faßte dran, er maß Gerste sechsfach zu,
luds ihr auf und kam in die Stadt.

Sie aber kam zu ihrer Schwiegermutter.

Die sprach: „Woran bist du, meine Tochter?“

So meldete sie ihr alles, was ihr der Mann ge-
tan hatte.

Sie sprach: „Diese sechs Maß Gerste hat der
Mann mir gegeben,

denn er sprach: „Nicht sollst du leerer Hände
zu deiner Schwiegermutter kommen.“

Da sprach sie:

„Bleib sitzen, meine Tochter, bis dir merklich
wird, wie die Sache ausfällt!

denn dieser Mann wird nicht rasten, bis er,
noch heute, die Sache zu Ende gebracht
hat.“

Boas war hinauf zum Tore gegangen und war
dort verweilt.

Nun kam jener Löser vorüber, von dem Boas
geredet hatte.

Er aber sprach:

„Bieg ab, setz dich her, Soundso!“

Er bog ab und setzte sich.

Er nahm zehn Männer von den Alten der
Stadt und sprach:

„Setzt euch hierher!“

Sie setzten sich.

Er aber sprach zum Löser:

„Das Feldstück, das unsres Bruders Elimelech war,

Noomi verkaufst, die vom Gefilde Moabs
heimgekehrt ist.

Ich nun, ich habe zu mir gesprochen,
ich wolle es deinem Ohr offenbaren, spre-
chend:

Erwirbs zugegen den hier Sitzhabenden und
zugegen den Ältesten meines Volks!

Willst du lösen, löse,
wirds aber nicht gelöst, melde es mir, daß
mirs kund sei,
denn außer dir ists an keinem, zu lösen, als
an mir, der dir nachsteht.“

Er sprach:

„Ich, lösen will ich.“

Boas aber sprach:

„Am Tag, da du das Feld aus der Hand
Noomis erwirbst,
erwirbst du von Rut, der Moabiterin, der
Frau des Verstorbenen,

den Namen des Verstorbenen auf seinem Eigentum zu erhalten.“

Der Löser sprach:

„Nicht vermag ich für mich zu lösen,
sonst schädige ich mein Eigentum.

Löse du meine Lösung für dich,
denn nicht vermag ich zu lösen.“

Dieses aber galt vordem in Jissrael bei Lösung und bei Tausch:

um alljede Sache haltbar zu machen,
zog der Mann seinen Schuh aus und gab ihn
seinem Genossen,

und dies war die Bezeugung in Jissrael.

Der Löser sprach zu Boas:

„Erwirbs dir!“

und zog seinen Schuh aus.

Boas sprach zu den Ältesten und zu allem Volk:

„Zeugen seid ihr heute,
daß ich alles, was Elimelechs war, und alles,
was Kiljons und Machlons war, aus der
Hand Noomis erworben habe.

Und auch Rut, die Moabiterin, Machlons
Frau, habe ich mir zur Frau erworben,

den Namen des Verstorbenen auf seinem Eigentum zu erhalten,

daß nicht ausgerottet werde der Name des
Verstorbenen

aus der Gemeinschaft seiner Brüder und aus
dem Tor seines Ortes.

Des seid heute ihr Zeugen.“

Alles Volk im Tor und die Ältesten sprachen:

„Zeugen.

Gebe ER der Frau, die in dein Haus kommt,
wie Rachel und wie Lea zu werden, die beide
das Haus Jissraels erbauten!

Tucht übe in Efrata, und rufe dir einen Namen
aus in Betlehem!

Dein Haus sei wie das Haus des Perez, den Ta-
mar dem Jehuda gebar,
von dem Samen, den ER dir von dieser Jungen
gibt!“

Boas nahm Rut, und sie wurde ihm zur Frau,
er ging zu ihr ein, ER gab ihr Schwanger-
schaft, und sie gebar einen Sohn.

Die Frauen sprachen zu Noomi:

„Gesegnet ER,
der dirs heut an einem Löser nicht fehlen ließ,
und gerufen werde sein Name in Jissrael!

Er werde dir
zum Seelenwiederbringer
und zum Versorger deines Greisentums!
denn deine Schwiegertochter, die dich liebt,
ists, die ihn gebar,
sie, die dir besser ist als sieben Söhne.“

Noomi nahm das Kind, legte es in ihren
Schoß und ward ihm zur Pflegerin.

Die Nachbarinnen riefen ihm einen Namen aus,
sprechend: „Der Noomi ist ein Sohn ge-
boren“,

sie riefen seinen Namen: Obed.

Der wurde der Vater Jischajs, des Vaters
Dawids.

Da kommen die Nachbarrinnen zum Geburtstagsfest und rufen ihn – nach dem Gesetz der Einverleibung der Verstorbenen ins Geschlecht der Lebenden – zum Sohn Noomis aus.

Und dies sind die Zeugungen Parezs:

Parez zeugte Chezron,
Chezron zeugte Ram,
Ram zeugte Aminadab,
Aminadab zeugte Nachschon,
Nachschon zeugte Ssalma,
Ssalma zeugte Boas,
Boas zeugte Obed,
Obed zeugte Jischaj,
Jischaj zeugte Dawid.

Wo aber ist die Hauptperson geblieben?

Wir finden sie wieder in dem Namen des Buches und in den Zeilen Hölderlins: „Die Priesterin / die stillste Tochter Gottes / Sie, die zu gern in tiefer Einfalt schweigt.“

Durch Rut bekommt das alte Leben Noomis wieder Anteil an der Zukunft ihres Volkes. Und umgekehrt findet Rut durch Noomi und durch Boas einen Platz in dem Geschichtsvolk der Völker, durch das sie uns

heute noch gegenwärtig ist. 18 Mal kommt das Wort Tochter im Buche Rut vor. Die Arbeiterinnen auf dem Felde heißen Mädchen. Beide Worte können sich beziehen auf dieselbe junge Frau. Mädchen ist sie dem anderen Geschlecht gegenüber, Tochter aber ist sie der Herkunft nach und der Zukunft nach. Tochter ist ein zeitgenährtes Wort: der Herkunft nach die Tochter eines bestimmten Volkes, eines bestimmten Geschlechts; auf die Zukunft hin noch „unbesprochen“, der Zukunft noch vorbehalten. Darum konnte Boas die Rut als „eine Tochter“ ansprechen.

Verknüpfung getrennter Geschlechter, getrennter Geister, vollzog sich wo immer die Tochter alter und neuer Liebe treu blieb, wo sie Witwe blieb und Braut wurde und beide Lieben anerkannt wurden. Da wurde sie Tochter im Vollsinn des Wortes, dem Bräutigam und den Gestorbenen neu. Die Tochter einer höheren Liebe.

„Kommt eine Fremdlingin sie zu uns / die Erweckerin / die menschenbildende Stimme.“ (Hölderlin)

Um sie herum entsteht eine neue Beredsamkeit. Noomi und Boas und die Dorfältesten, das Volk im Tor und die Nachbarinnen: ihre Sprache bekommt eine neue Beziehung zu vorgestern und zu übermorgen. Von hinten beginnen ferne Gestalten zu leuchten, Juda und Tamar und Parez, und von vorn kommt ein Versprechen in die Luft herein, die erzählende Stimme des Buches Rut bezieht schon die kommenden Geschlechter mit herein: der Neugeborene heißt Obed (= Knecht). Ein Königtum, gerufen zu dienen in Knechtsgestalt, meldet sich in seinem bescheidenen Namen an. Der Name David ist das jauchzende Schlußwort des Buches.

*Eugen
Rosenstock-Huessy*

Die
Tochter

Einleitung

Wie schon im Vorwort erwähnt, ist dies ein Kapitel aus Eugen Rosenstock-Huessys Buch „Die Hochzeit des Krieges und der Revolution“ von 1920, geschrieben in der Not und aus der Not jener Nachkriegsjahre.

Deutschland blutete aus vielen Wunden. Sechs Millionen Tote und Kriegsgeschädigte war für Deutschland das Ergebnis des ersten Weltkriegs. Rosenstock-Huessy selber hatte fünf lange Jahre die Uniform getragen.

Schon der Titel des Buches mutet männlich an. Und besonders in diesem folgenden Kapitel „Die Tochter“ hören wir die Klage und den Schmerz eines Mannes, der dem Tod in die Augen hat schauen müssen, nicht nur dem Tod als dem Schnitter vieler Menschenleben, sondern dem Tod auch als Vollstrecker des Todesurteils über ein ganzes Zeitalter.

Uns scheint es ein Kapitel von einem Manne ausschließlich an Männer. Wird es schon von Leserinnen gelesen, dann vielleicht in der Bereitschaft von Mitleserinnen?

Wer das bisher Unsagbare in die Sprache hereinbringen will, muß um seine Worte ringen. Von solcher Anstrengung trägt das Kapitel die Spuren, seine Sprache ist nicht leicht. Auch ist das öfter vorkommende Wort Weib uns heute zuwider. Wer aber über Hindernisse springen kann, wird Neuland berühren.

Die Tochter

Wir sagen es uns nicht, denn wir können das Wesentliche nicht mehr laut sagen. Alles Laute ist unerträglich geworden. Fast ist uns die gegliederte Sprache schon zu abgegriffen. Wir suchen eine Sprache, die nicht mehr gesprochen zu werden braucht, um uns in sie einzuhüllen. Es ist nicht leeres Schweigen, das wir suchen. Möchten wir doch zueinander; müssen zueinander.

Es müßte ein erfülltes Schweigen sein, das uns umfaßt, das uns zu einem gemeinsamen Reigen verschlingt, damit wir nicht tot dastehen wie Statuen, sondern leben, damit wir nicht sprechen noch hören müssen und dennoch klingen.

Wir sagen es uns nicht. Denn wir zittern daran zu denken: Wir möchten vergessen, daß unser Herz krank ist und zu Tode getroffen. Wir können nicht mehr. Den Männern ist das Herz gebrochen. Woran auch ihr Herz hing, so ist keiner unter den heimgekehrten Feldgrauen, der nicht krank wäre und zerstoßen.

Tretet leise auf; flüstert; Deutschland ist ein großes Krankenzimmer. Seine Männer treten nicht mehr mit leuchtendem Auge begeistert ins Freie. Jeder laute Ton zeugt von Entartung heute. Es ist schlechtes Volk, das heut kraftvoll sein Geschäft betreibt und losbricht zur Arbeit mit schäumender Kraft: Schieber sind es, ob nun in Wissenschaft, Politik oder Künsten oder Handel. Gewaltsam zerstoßen sie die zarte Trübung, die uns umschleiert. Sie allein schützt uns. Wir bergen uns unter ihr, die wir nicht Kriegsgewinnler, sondern Kriegsverlierer zu sein empfinden.

Aber dieser Schleier vor unserem Blicke ist doch auch ein Zeichen unseres gebrochenen Auges. Wir müssen es uns sagen: Wir Männer sind krank. Wir alle sind krank, ob wir Pastoren sind oder Priester, Unteroffiziere oder Generäle, Arbeiter oder Ingenieure, Künstler oder Gelehrte. Mögen wir daran denken oder mögen wir uns betäuben und verleugnen: ein Wurm nagt an unserer Wurzel.

Wie könnten aber Kranke sich selber heilen? Wo ist denn noch frisches Blut, das zum Herzen strömen könnte, als seien wir neugeboren? Männer können die Ärzte nicht sein. Wenn sie uns nahen wollten, wir müßten sie zurückweisen; denn sie litten also nicht wie wir. Wir verlangen aber von jedem Manne dieses Jahrfünfts Narben und Blutverlust. Wir können niemanden ertragen, der mit ungebrochener Tonstärke einhertrompetet, wo wir auf Zehen gehen und flüstern.

So wäre Deutschland nur ein großes Spital, von feindlichen Häschern bewacht, in dem wir langsam dahinsiechen?

In längst entschwundener ferner Vergangenheit vor 1919 Jahren ist ein Quell entsprungen. Von dem heißt es, er heile die zerstoßnen Herzen. Wer von ihm trinke, könne jeden irdischen Verlust verschmerzen. Denn er habe das ewige Leben geschmeckt. Der Strom ist immer neben der Zeit seitdem einher geflossen. Wenn je, so wäre heute seine Stunde gekommen. Wenn er nur ein wenig Kraft hat; – wir sind gewiß ohnmächtig und zerschlagen genug, daß er uns leicht ergreifen kann.

Unbeschützt liegen unsere verwundeten Herzen. Das Mark des Wesens ist bloßgelegt. Den Zugang verwehren nur Scheu und Scham.

Nur sie brauchte die heilende Flut zu überwältigen, und wir wären geborgen. Und wir wissen doch, jene Flut soll gerade unbefangen machen können. Wen sie berührt, der sieht, wo er steht und wo Gott steht. Und wenn seine Augen aufgetan sind, so fängt er an zu zittern. Und er würde stürzen, aber siehe, das auswendige Wasser ist nun ein Feuer geworden, das ihn durchglüht. Und so verwandelt hat er Kraft, daß er stehen kann, wo er steht, obwohl er jetzt weiß, wo er steht und wo Gott steht.

Was ist das Wesen dieser Flut, die aus dem Unsichtbaren in die Welt hineinbricht? Woraus wird sie gebildet? Die Flut sind lebendige Menschen. Sie sind die Tropfen ohne Zahl, die zusammen den Strom bilden, der durch die Jahrhunderte rauscht. Jeder Tropfen ist ein Mensch, dem es zuvor schon erging wie uns allen heute, die wir heut ohnmächtig ver-

schmachten. Auch jeder dieser Tropfen vor uns ward zunichte; Wasser rührte ihn an und Feuer sprang in ihm auf; das Wasser ist der Tau des Worts und das Feuer ist die Flamme des Geistes. Jeder der Verwandelten ist imstande, fortan solches Wasser weiter zu reichen. Und obwohl ihn Feuer verzehrt, bleibt er doch leben. Sein Herz wird ein Glied in dem Aufbau des vorwärtsdringenden Elements.

Von alle diesem wissen wir. Aber was hilft uns die Wissenschaft? Kommt es doch darauf an, daß dies Wasser des Lebens gerade uns ergreift, uns die wir uns nicht rühren können, uns, von denen keiner mehr Kraft hat, aufzustehn und selbst das Wasser zu holen. Nichts nützen uns all die Tropfen des Elements, die verrauscht sind und heut die Erde schon wieder hinter sich gelassen haben. Irdisch muß sein, was uns Erdensöhnen soll begegnen können. Auf Erden also mußte wenigstens ein Tröpflein des Wunderstoffs noch lebendig fließen. Der Strom des unsichtbaren Lebens muß da, wo er uns neu greifen soll, leibhaftig an uns herantreten, in Menschen leibhaftig geworden.

Wer aber trägt heut in seiner irdischen Gestalt das Wasser des Geistes, um uns zu verwandeln? Des Mannes Gut und Vorbehalt ist der Geist. Bei ihm also suchen wir nach dem Leben des Geistes. Denn das Weib schweige in der Gemeinde; und der irdischen Liebe zum Weibe hat der Geist die himmlische entgegengesetzt zur seligen Jungfrau, zum Seelenbräutigam, um den peinlichen Erdenrest dadurch abzuschütteln.

Verkörpert hat sich der Geist nur in den Fackelträgern des Geistes, in den Jünglingen und Männern, die dem Fleisch abgestorben waren, und in den Weibern nur, soweit sie den Männern in dieser Abtötung des angeborenen Wesens nachgefolgt sind. Das war der Durchgang für den Zutritt zum heilenden Geiste, daß der Leib verweste und die Natur wie eine Hülle abgestreift wurde.

Wehe aber dann uns und unserm Geschlecht. Denn wenn allein männliche Heilskraft durch Entfaltung der höher weisenden, das Menschenantlitz wiederherstellenden Seele die Mißbratenen zu erlösen vermag, so rauscht uns nirgends mehr Kraft, lebende zu irdischer Gestalt gewordene

Kraft aus dem Unsichtbaren. Kraftlos ist der männliche Geist, kraftlos auch der reinste christliche Geist in abgetötetem Leibe, kraftlos wie wir selbst. Abgeschnitten wäre also die Gnadenkette, durch die das Element der Neuschaffung bis heut fortging?

Es scheint in der Tat so. Denn es ist kein Mann in der Welt des Weltkriegs, dessen Herz Kraft behalten hätte hinüber über den Krieg, einsam in sich Geist zu bergen und Wasser zu reichen aus dem Heilsstrom. Der Krieg hat die seit hundert Jahren in die Zeiten des alten Testaments zurücksinkende Menschheit erst noch ganz hineingetaucht. Reine, lautere Herzen, ja, deren gibt es noch. Aber die heilenden, überströmenden, überfließenden Herzen sind in dem Grauen von fünf apokalyptischen Jahren ausgerottet worden. Die Männer alle sind heut im besten Falle Hüter und Verschließer des Geistes; in keinem Falle sind sie Leiter und Weiterleiter. Geist ist wohl noch in ihnen. Aber er fließt nicht. Reinheit ist noch in asketischen Leibern; aber nicht Kraft zur Verwandlung.

Es sei Mönch oder Nonne, Priester oder Laie, der mit Inbrunst dem geheimen Leibe der Offenbarung anhängt, so vermag er ihn doch nicht zu offenbaren. Der Strom des Jenseits bricht sich an ihm. Und so ist noch Wahrheit in der Welt. Aber die Wahrheit hat keine Quantität. Die Wahrheit steht wie ein nackter, lebloser Pfahl, wie eine künstliche Steinsäule ohne Wirkung. Qualitas und Quantitas sind auseinander gerissen. Ehe nicht der letzte deiner Brüder gerettet ist, eher ist deine Wahrheit noch nicht die lebende Wahrheit aus dem heilenden Strome. Heut aber erquickt deine Wahrheit nicht mehr den nächsten deiner Brüder; denn du zwingst ihn nicht mehr, dir zu glauben. Die Wahrheitspächter haben nur noch Recht. Das aber genügt nicht zum Leben der Wahrheit. Recht haben ist etwas armseliges und totes. Die Wahrheit lebt nur auf der höheren Ebene der Freiheit.

Wir alle leiten nicht mehr. So heilen wir nicht. Aber wehe uns, so ist auch niemand, der uns heilte. Der Äon des männlichen Geistes endet. Der männliche Geist ist ausgelaugt. Er salzt nicht mehr.

Und so liegen unsere Herzen hilflos, obwohl wir doch wissen, daß ein Strom für uns rinnt. Heut ists, wie vor der ersten Erlösung. Draußen, jenseits, war damals das Element der Verwandlung, das die Propheten mit Kraft der Weissagung erfüllt hatte. Aber sein Durchbruch ins irdische Dasein war noch nicht erfolgt. So hatten sie noch nicht, woran sie sich die-seits hätten halten, woran sie sich hätten anreihen und angliedern können. Gott war noch nicht Mensch geworden, Fleisch und Blut.

Dann aber war es geschehen, Gott war niedergestiegen in die niedrige Gestalt. Und seitdem hat er fast zweitausend Jahre lang die Erde durch die Kraft seiner Person verwandelt und alle Keime des Lebens an sich gezogen, daß sie seinem leibhaftigen Leibe anschlossen und anhingen.

Heut aber stockt der Zug seines Sammelns. Die Durchbruchsstelle aus dem Dort ins Hier scheint verschüttet. Wie eine Hyperbel, die aus dem Unendlichen hineingreift in den Raum, ihn eine Strecke weit erfüllt und dann wieder hinaustritt in die Unendlichkeit, so steht heut vor unserer entsetzten Ahnung der Weg des heilenden Gottes.

Wie ist dieser Verlust des Heils zu ertragen? Wie ist er zu verstehen? Die Menschen vor uns haben Gott sterben, haben Gott verschwinden lassen aus der Welt, nachdem er doch in die Welt gekommen war?

Als Gott am Anfang der Welt aus seiner Schöpfung freiwillig zurücktrat, da geschah das um der Freiheit seines Geschöpfes willen. Dort wo dieses sein Ebenbild war, da hätte ja Gott durch dies sein sollen und sein können. An dieser Freiheit aber verkam die Schöpfung. Und Gott kehrte sein Angesicht der von Menschen mißhandelten Schöpfung wieder zu und erneuerte sie, indem er ihr seinen Sohn gab.

Heute hat die Welt, die bloße Welt, den Sohn schier überwältigt. Hatten Menschen Gottes erste Schöpfung schon zerstört, so zerstören Menschen heut auch seine zweite Schöpfung, sie zerstören seine Offenbarung!

Die Macht dazu hat ihnen Gott gelassen. Denn auch die irdische Gestalt seiner Offenbarung hat er geschaffen. Auch sie ist sein Geschöpf wie alle Geschöpfe; und so kann auch sie von seinem Ebenbilde, dem Menschen, mißbraucht werden.

Die Offenbarung ist ja auf die Erde gekommen; so vermag der Mensch, der des Erdreiches Herr werden soll, auf seinem Wege zur Herrschaft sie zu unterdrücken. Kirche und Staat haben die Menschen vergessen gemacht, daß Gott sich offenbart; denn sie halten Kirche und Staat für ihr unentziehbares, unentziehbares Privateigentum. Darin sind sich Kirchen- und Staatsmänner gleich, daß sie beide auf ihr Eigentum pochen, als seien die Häuser, in denen sie wohnen, ewig. Sie haben sich dadurch Gottes bemächtigt und ihn unter sich gebeugt. Denn erst bei dem Unmöglichen fängt Gottes Allmacht an. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Es gibt kein verbrieftes oder gestiftetes Eigentum vor ihm.

Wie die Kriegsknechte über Jesu Kleider gewürfelt und sie verspielt haben, so hat die Christenheit selber das irdische Kleid ihrer Offenbarung verwürfelt und verspielt. Denn die Christenheit ist im Glanz der göttlichen Offenbarung einherstolziert als wäre es ihre eigene, ihnen hörige und gehörige Offenbarung. Aus der Kraft des Geistes haben sie die Ohnmacht des Namens gemacht. Wohl ist der Name das Gefäß, aber er darf nicht zum Begriff erstarren, wie in Kirche und Theologie. Aus dem freien Gott ist ein durch Zeit und Raum Gebundener geworden bei beiden Teilen der Christenheit, bei Kirche und Evangelischen. Denn aus der Gemeinschaft des heilenden und geheilten Geistes haben sie die Absonderung des heiligen Geistes gemacht. Und dieser heilige Geist lebt eingemauert wie ein gefangener, auf einen von der Kirche deklarierten Umkreis eingeschränkter Geist. Die Allmacht Gottes über alle irdischen Bauwerke und Ordnungen hinaus ist verleugnet.

Die Kirche, die über die ganze Erde hin, *καθόλης τῆς γῆς*, katholisch zu walten beansprucht, muß eben deshalb diese hieratische Absperrung des Geistes begehen, damit sie in der Lage ist, mit ihm Schritt zu halten.

Das andere Mittel, Gott unter die Welt zu beugen, war, zwischen seine Offenbarung und das eigene Leben 1919 Jahre „historischer Entwicklung“ zu legen. Davon haben die Evangelischen Gebrauch gemacht. Zwischen Gottes „zweiter Schöpfung“, Christus, und ihnen selbst, den heutigen Geschöpfen Gottes, ist ein Trennungsbalken geschichtlicher „Di-

stanz“ eingekeilt. Die Ewigkeit, die alle Geschöpfe aller Zeiten gleich nah umschließt, ist durch den Kunstgriff dieser zeitlichen Entfernung verleugnet. Wie die Kirche durch ihre Verleugnung des heilenden Geistes ihren Bestand zu sichern glaubt, so glauben die Evangelischen durch die Verleugnung der Schöpfungseinheit Abstand gewonnen zu haben für ihre Gegenwart. Gerade sie, die sich Vergegenwärtiger der frohen Botschaft, die sich Evangelische nennen, haben sich von der Vergangenheit gewaltsam abgetrennt.

Die Kirche und die Evangelischen sind durch die magische Einkreisung Gottes, dies Bemühen, ihn in Raum oder Zeit einzuschließen, zeugungsunfähig geworden am Geiste und bildungsunfähig an der Erde. Das geistige Wirken der Menschheit vollzieht sich heut abseits der vollständig erstarrten Kirche; die technische Gestaltung der Erde vollzieht sich heut abseits des vollständig verblasenen Christentums. Menschheit und Erde werden durchwirkt und gestaltet von Kräften, die den Gott der Christenheit verleugnen. Aber das liegt nur daran, daß die Christenheit weder wirkt noch gestaltet. Sie ist zum Pfahl ins blühende Fleisch der Welt bestimmt. Aber solch Pfahl müßte rings an junge offene Wundflächen und Ränder rühren, wenn er Reaktionen herbeiführen soll. Heut hat sich die Welt mit dieser Christenheit, dieser Kirche, diesem Evangelium längst abgefunden. Der Pfahl trifft nirgends mehr auf das Fleisch. Die Wunde, die er einst stieß, ist vernarbt. Es wimmelt heut von sogenannten Heilandsnaturen. So sehr ist der Heiland heut Natur geworden.

Aber Gott kann das zur Natur Gewordene der Offenbarung aufheben. Wenn er auch ihr irdisches Kleid der Verstocktheit seiner „Bekenner“ preisgibt, so kann er doch den Sinn seiner Offenbarung wiederbringen, wann er will. Und wenn die „Gläubigen“ sie abgestanden und am gefangensten glauben, so daß ihnen „nichts mehr passieren kann“, gerade dann kehrt die Offenbarung wieder. Aber in neue Gefäße.

Der Mann hat sich seiner Gottessohnschaft entzogen. Der, dem zuerst der Geist verliehen war, hat ihn sich selbstherrlich angeeignet.

Da ergreift Gott das Vorbehaltene, das im Schöpfungsplan als Geduld, als irdisch-ruhend aufbehaltene Geschöpf.

Wie war es denn gewesen bis heut? Vom Weibe, von der Eva, von der Sinnenlust und dem Hängen an der Natur, an Erde und Land hatte Gott die aus der Menschheit herausgebrochene Heidenwelt durch Jesus losgerissen. Nun hatte der Sohn den Lockungen des Fleisches Widerstand zu leisten gewußt. Geflohen war er die Reize der irdischen Gestalt. Natur und Nation, das heißt seine bloßen Angeborenhelten, hatte er zu überwinden gelernt. Verfeindet hatte er sich den Schönheiten der Schöpfung. Als Christ lernte er seine Sinnlichkeit, alles was ihm seine fünf Sinne zutragen, aufzuopfern.

Er erwählt den ehlosen Stand. Wenigstens wird dieser für den Christen der glaubwürdigste. Durch das Zölibat ihrer Priester kann sich die Kirche im übrigen den Sinnenprunk ihres Gottesdienstes erlauben; durch die Enthaltung von der Ehe wird die Abkehr von der Natur hinreichend sichergestellt und ausgedrückt. Die Ehelegende Kaiser Heinrichs des Heiligen und seiner Gattin, der Heiligen Kunigunde, veranschaulicht diese Flucht vor der Zeugungskraft. Die Protestanten, die der Ehelosigkeit die Würde nahmen, mußten sofort ein anderes antinaturliches, schöpfungsfrendliches Symbol hervorbringen; das geschah in ihrem Puritanismus und Bildersturm. Denn an die Stelle der Ehelosigkeit trat so die Geschmacklosigkeit, an die Stelle der Leidenschaftslosigkeit die Gestaltlosigkeit. Die Zeugungskraft wurde von der Kirche gebunden, dafür hat sie die Bilder gerettet. Der Bildungstrieb wurde von den Evangelischen zerstört, dafür haben sie die Zeugung gerettet. Der Katholik liebt von innen her seinen Leib nicht; der Protestant schmeckt nicht die leibliche Schönheit von außen her.

Aber beiden geht in ihrem Kampf gegen die Sinnlichkeit auch die Entscheidung verloren, die Gott den Seinen anvertraut hat: der Sinn für das Faul und Frisch, Tot und Lebendig, Verwesend oder Blühend. Diese Ab-

stumpfung des Lebensinstinkts war es, die sie verführte, sich über Gott zu erheben. Sie war es, die sie immer untauglicher machte, den Strom des heilenden Geistes Gottes auf die Schöpfung weiterzuleiten. Denn wo Gott hinget zu jeder Zeit, das sollen wir wittern. Die Witterung führt uns zu jeder Stunde dorthin, wo Gott lebendig hervortritt.

Deshalb wendet Gott sich von dem kirchlichen Christentume, es sei wie es sei. Es habe nun von Gott Verheißung und Stiftung, so wird es sie behalten; aber anders als die Kirche gemeint hat. Gottes Wege sind nicht die Wege der Christenheit. Denn seine Liebe will ja heilen, was die Christenheit gefehlt hat. So kehrt er das Verhältnis der geistlichen und der natürlichen Liebe um. Seine, die göttliche Liebe vermag auch aus der natürlichen die himmlische Liebe zu machen, dann, wenn aus der geistlichen eine bloß irdische geworden ist!

Wir sollen heut nicht durch die Zerteilung unserer Seele in Leib und Geist geheilt werden. Denn die Mittel haben die Kirchenchristen verbraucht. Die Aufopferung des Leibes für den Geist wirkt nicht mehr, da der das Opfer empfangende Geist trotzdem leerer, wirkungsloser Geist bleibt.

So findet umgekehrt nur die Einheit von Leib und Seele Gnade vor Gottes Augen. Und er beruft zur Erneuerung seiner Offenbarung die Tochter des Menschen, die natürliche Tochter und Schwester, wie der Dichter sie in seiner „Eugenie“, prophetisch sich selber übertreffend, geahnt hat; die Tochter des Menschen empfängt in ihr Herz die Berufung, zu heilen die zerstoßenen Herzen.

Solange noch Kraft war in der Gnadenkette der Geister, solange mußte der Mann den Leib aufopfern und züchtigen. Der Mann selber sah ja nur die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, zwischen Triebtief und Geisteswesen. Daher „übersah“ sein Auge am liebsten das irdische Getriebe: Aus dem roten Blute seiner Leidenschaften, aus dem Wein des Lebens ward in dieser geistigen Übersichtigkeit Wasser

und Verdünnung der Askese oder der Moral. Die Leidenschaft der Liebe, die uns überwältigt als ein Größerer denn wir, die blieb weltlich, heidnisch, eine unheimliche Naturkraft; sie gehörte zu den Kräften der Natur, denen die Menschen lieber ausweichen, weil sie doch nicht sie zu meistern verstehen, wie der Blitz oder der Wildbach oder die Sturmflut des Meeres. Aber aus dieser Angst um sich selbst tat der Mann dem Wesen unrecht, von dem ihm die Leidenschaft kommt, dem Weibe. Des Mannes Sinnenflucht zerstückte das Weib. Er riß es auseinander in Dirne und Frau, je nachdem ob er ihr sich beugte, um sie ihrer Bestimmung zuzuführen, oder ob er sie beugte, damit sie seiner Leidenschaft diene.

Wenn es aber dieselbe Angst ist, die den Menschen von der Natur und vom Weibe fern hält, so wird auch die Folge beide Mal dieselbe sein. Beide Male gilt das Gesetz: Solange wir fliehen, können wir nicht entrinnen. Solange dem Menschen die Natur verzaubert erschien, solange war er ihr Sklave. Solange er nicht nach dem eigenen Wesen der natürlichen Kräfte und Stoffe forscht und dies Wesen ehrt, solange kann er die Erde nicht beherrschen, sondern bleibt ihr untertan. Denn ehe er nicht das Seufzen der Kreatur, das ist der Geschöpfe, vernimmt und sie ihrer Bestimmung zuführt, solange hängen sie sich an ihn und quälen ihn. Wie der Natur gegenüber, so hat sich der Geist dem Weibe gegenüber verhalten: Er hat es geflohen. Als das mittelalterliche Christentum sich der Aussöhnung mit der Natur widersetzte an der Wende zur Neuzeit, da verdamnte es auch – im Hexenhammer Innozenz VIII. – das Weib als das geistesfernere (*quia in femina fidei minus est!* [weil in der Frau der Glaube geringer ist]), als das naturnähere. Die Geistesferne und Naturnähe erschien ihm als – Hexerei! Und so verkörpert sich der gesammelte Widerstand gegen die Naturwissenschaft in der – Hexenverbrennung.

Weib und Natur – beides ist dem Christen ein und derselbe zu fliehende Gefahrenquell auch in der Neuzeit. Als darum die neuzeitlichen Christen die Natur zu gängeln, zu beschneiden, zurecht zu stutzen, gefangen zu halten unternahmen, da schlossen sie das Mädchen und die Frau in ihren

Butzenscheibenerker ein. Wie die Natur zur verschnittenen Taxushecke, so wurde das Weib zum Kätchen, Klärchen, Gretchen verkleinert.

Die Geschlechtslüge und die Geschmackslüge waren so übergroß geworden. Aber der Mensch zieht seine geheimnisvollsten Kräfte aus Sinnen und Geschlecht. Aus dem Geschlecht hat der Mann seine Zeugungskraft, seine sogenannte Genialität, das ist sein schöpferisches Vermögen. Aus den Sinnen hat er seine Bildnerkraft, seine sogenannte Kunst, seine sinnliche Vollendbarkeit. Genialität und Kunst sind also die beiden Gefangenen, denen das Jahrhundert, das auf das mittelalterliche und das neuzeitliche Christentum, das auf Katholizismus und Protestantismus folgt, denen das Jahrhundert des Unglaubens seit der französischen Revolution Befreiung verheißt.

Das echt Geniale des neunzehnten Jahrhunderts ist antikatholisch gedacht und gewollt; das echt Künstlerische antipuritanisch und antiprotestantisch. Aus Schöpferdrang und Bildnertrieb, aus Leidenschaft und Können wird der Gegenglaube des neunzehnten Jahrhunderts gestaltet, der dem Christentum entgegentritt. An der Spitze dieser neuen antichristlichen Menschheit steht darum Prometheus; denn er ist der Übermensch (Genius) und der Erfinder (Künstler) zugleich. Erfinder und Übermensch, das werden die Heroen dieser entgötterten Welt, an deren Ende folgerichtig der Antichrist steht!

Aber auch dieser „Genius der Menschheit“ war männlichen Geistes. Auch der Mensch mit seinem Palmenzweig und der Antichrist wurden als Männer, nicht als Menschen vergöttert. Ja der Geist der „Natur und Kunst“ hat die Überhebung des männlichen Geistes über das Weib, deren schon die Christenheit sich schuldig gemacht hatte, erst vollendet. Die Kirche will die reine, von irdischer Liebe unberührte Jungfrau und Mutter, der Evangelische will die Frau, das Eheweib und die Genossin im Hause. Der Promethide aber kennt nur das Weib schlechthin und kann es nicht erkennen. Denn erkennen können wir nur Bestandteile unseres eigenen Wesens. Das Weib ist aber weder Genius noch Künstler. Es schafft nicht vulkanisch und es bildet nicht mechanisch.

Der gelehrte Kenner, der das Weib nicht erkennen noch verklären kann, erklärt es für „schwachsinnig“. Und wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht, rät der Übermensch. Und doch bedarf dieser selbe Übermensch des durch bloße Natur ihm angeketteten Wesens, der Einsiedler von Sils Maria braucht das liebende, wenn auch unbedeutende „Herdentier“, um in das Leben der Wirklichkeit einzudringen. Friedrich Nietzsche wäre ohne seine Schwester Elisabeth nie die Macht geworden, die er ist. Auch der Antichrist braucht – das ist seine Ironie – das Ewigweibliche. Denn es hat das, was Prometheus nicht hat noch achtet, und das er deshalb an den kaukasischen Fels der allmächtigen Zeit geschmiedet gezwungen erlernt: Geduld und Leiden.

Aber noch will der Geist des Geniejahrhunderts sich seine Halbheit nicht eingestehen. Darum wird schließlich auch die Ehe von ihm zerstört. Sie, die als Gleichnis von Christus und der Gemeinde angehoben hat und die damit zum Urbild aller leibhaftigen Gemeinschaften erhoben worden war, wird entwürdigt und gemein gemacht.

Der vom Arbeitsfieber gejagte Philister prägt das zynische Wort: Die Ehe ist eine Arbeitsgemeinschaft.

Die Ehe ist damit zerstört, die Ehe, zu der aufblickend sie sagen sollten: Jede Arbeitsgemeinschaft sei eine Ehe!

Soll nun Heilung kommen, so muß sie daher fließen, woher die Krankheit kam. Die Liebesgemeinschaft der Ehe ist heute degradiert. So muß der Liebeskampf der Leidenschaft geheiligt werden. Die „genialen“ Leidenschaften haben den Gnadenquell verschüttet, weil umgekehrt die ungenialen Hüter des Gnadenquells, die Christen, die Natur und das Weib geflohen oder verzärtelt hatten. Nun wird heut die Kreatur, die noch übrig ist im Bereich des Menschen, die geschaffene Natur, die noch nicht eingegangen ist in die gestanzten Formen männlicher Kirchen- und männlicher Staatenbauten, sie wird berufen, damit von ihr aus die alte zerfallende verwesende Geisteswelt neuen Anreiz und neues Leben empfangen. Die Heilung hat schon in dem Augenblick sich vorbereitet, wo das Verderben hereinbrach. Als Prometheus die große Revolution vollführte, da

ließ der Dichter ahnungsvoll die natürliche Tochter aufbewahren in der Stille und Verborgenheit zur Rettung des Volkes, da prägte er den überheidnischen, aber auch überchristlichen Satz: Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan. Die irdische Liebe soll entsühnt werden. Darum zerbrachen damals die Schranken des offenbarten Gesetzes: Die schöne Jüdin war es, die Judas vorbehaltenes Volk hineinzog in die Gemeinschaft der Völker, in die christliche Gesellschaft. Eine bis dahin selbstverständliche Schranke – die Christenheit – zerbrach. Das Judentum, das Volk Gottes, der Hüter des Gesetzes, sah die Riegel zerbrechen, die Abrahams Samen verwahrt hatten bis dahin. Und es zerbrachen nicht nur die Schranken des Bluts und des Volkstums. Es zerbrach auch die Form des ehelichen Bandes. Denn damals wird der heidnische Ehrenpunkt zerbrochen, der Todfeindschaft setzt zwischen zwei, die das selbe Weib lieben. Ein Stück Welt wird hier überwunden, das unausrottbar schien wie die Natur. Die Enge aller irdischen Formen wird offenbar vor der Allmacht der göttlichen Kraft. Die Liebe wird die Kraft, die den Mann über die Schranken seines Bekenntnisses, seines Glaubens, über die Ehre seines Volks und seiner Ehe hinauszwingt, die ihn sogar im Nebenbuhler den Bruder finden lehrt. Sie ist stärker als Blut und Sakrament. Denn sie „passiert“. Sie ist die Überraschung, die das scheinbar schon geregelte Leben umstürzt und auf neue Grundlagen stellt.

Und was seit 1800 bei Goethe und Marianne v. Willemer, Bismarck und Marie v. Blankenburg, Wagner und Mathilde Wesendonck revolutionär, ohne Verbindung mit dem verbrieften Glauben, beginnt, das gerade mündet heut in den Glauben und geschieht fortan aus Glauben und unter dem Glauben. Die theologischen Redensarten hatten sogar die Liebe zu einem Begriff, zu einem geistigen Abstraktum, gemacht. Jetzt wächst gerade die Kraft, um die der Christ gekommen ist, dem Weibe zu, dem Weibe, das er mied, der irdisch Liebenden, der irdisch Lieblichen. Sie wächst ihr aber zu, damit sie ihn liebe, den kraftlos gewordenen, den Mann, damit erschütternde Kraft auf die geistesverlassene Erde hinunterreiche, und ihn zu ergreifen vermöge, um ihn und ihre Schwester zu verwandeln.

Eben dies war ja die entsetzliche Gefahr, daß keine solche Kraft mehr zu finden sei, die uns ergreifen könnte, daß uns ein bloßes Wissen um den unsichtbaren Strom des ewigen Lebens höllisch zermartern müsse.

Das Heil kommt immer daher, woher es niemand erwartet, aus dem Verworfenen, aus dem Unmöglichen. Nur dadurch kann es ja zum Heil werden, daß kein Mensch es zu erklügeln vermag, daß es nicht innerhalb der Schöpfung sich entwickelt, sondern daß es als das Göttliche frei hineintritt in die Schöpfung.

Der Mann hatte das Weib geflohen (Mittelalter) oder er hatte es gefesselt (Neuzeit) oder er hatte es – als Gott tot war – verhöhnt. Das Weib unser irdischer Teil: das war die bequeme Lösung des Mannes. Sie zieht nieder ins irdische Treiben, sie verwickelt den Mann in das Treiben des Markts: deshalb meidet sie, wer nach Heiligung und Reinheit strebt; deshalb nimmt sie als „Hauskreuz“ mit viel Seufzen auf sich, wer den Kampf gegen die Welt bestehen will; deshalb verspottet sie der Übermensch, der seine eigene „Gottesnatur“ durch sie in Gefahr sieht.

Nun soll der Mann durch des Weibes Glauben hindurch Gottes Gnade empfangen. Denen, die nur das Geschehene sehen, muß ja Geschehendes, müssen Wunder neue Glaubenskraft geben. Gott heilt den Mißbrauch, den die Christenheit mit dem Heilstum seines Sohnes getrieben hat, indem er den späteren Teil seiner Schöpfung, den mittelbaren, das Weib, unmittelbar mit dem Strom seines Lebens ergreift, indem er das Verhältnis umkehrt und den Stolz des Mannes beschämt.

Nicht der Geist des Gesetzes heilt uns heute, der mit Wasserfluten uns heimsucht, Wasser ist kraftlos.

Nur Blut ersetzt Blut. Nur der Saft des Lebens schafft Leben.

Aufbewahrt hat Gott das geheimste Gefäß des Lebens, das verschwiegenste, des Weibes, und adelt es heut und zerbricht die Teilung in irdische und in himmlische Liebe und beruft das Weib als Weib an sein göttliches Liebeswerk auf Erden. Darum „so sehet euch vor vor eurem Geist, und verachte keiner das Weib seiner Jugend“.

Die Stunde der Tochter und der Geliebten ist gekommen. Sie, die bisher keine Stunde im Glockenschlag der Heilsgeschichte berief, sie, die immer zu Füßen dieser männlichen Geistesgeschichte bereit war und sich gleich blieb, sie hört heute die Stimme des Vaters im Himmel.

Denn seine Söhne haben ihn, wissend daß sie seine Söhne seien, dennoch verraten; sie haben in geistigem Kirchen- und Staats- und Geniusstolz geleugnet, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Der Geist ist ihnen zu Gift geworden. Nun ruft sie die Braut. Nicht eher kann ja die Schöpfung Ruhe finden, bis nicht der Mann die himmlische und die irdische Liebe beide versöhnt vor sich sieht. Der Geist und die Braut sprechen: komm. Die Tochter des Menschen, aus des Mannes Rippe erschaffen, tritt heut aus seiner Vormundschaft heraus und unmittelbar unter den Vater im Himmel als seine Tochter, damit sie Braut sein dürfe dem Manne, die bräutlich liebende.

„O daß du mir gleich einem Bruder wärest, der meiner Mutter Brüste gesogen! Fände ich dich draußen, so wollte ich dich küssen, und niemand dürfte mich höhnen! Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie einen Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ertränken.“ Und indem die Liebe dem Manne geschieht, dankt er Gott, daß er ihm Kraft zum Leben gibt. Denn daran, daß er noch lieben kann und darf, erkennt er mit Freudentränen, daß sein Herz noch nicht tot ist, daß Gott ihn trotz seines Todes wieder leben läßt. Stark wie der Tod ist die Liebe. Durch sie hindurch findet der verlorene Sohn heim in die Schöpfung, die er zerstört hat.

Wir sagen es uns nicht. Denn wir können das Wesentliche nicht mehr laut sagen. Wir suchen ein erfülltes Schweigen, das uns einhülle, damit wir nicht verdorren. Der leere Stolz unseres Geistes, der leere Stolz unseres Blutes, Kirchen- und Staatsglaube sinken dahin vor der Einheit von Geist und Blut in der Liebe. Vor der Nähe des Menschen brechen alle unsere Gedankengötzen Staat und Nation und Beruf und Werte und Kirche zu-

sammen. Kein Stück Welt, keine Mauer, kein Bekenntnis, keine Menschenwerke zwingen sich als Mittler zwischen Gott und meine Nächsten. Sondern wie einst im Liebesmahl geht über das Herz und durch das Herz hindurch der wunderbare Weg innerster, leidender Verbindung weiter in die brüderlich verbundenen Herzen.

Da wo es unmöglich scheint uns Ungläubigen, über die Genzen unseres Bluts, über die Schranken unseres Geistes, da reicht das Herz eines liebenden Weibes hin, um unsere Seele zu tragen. Und nun hält sie uns fest, uns, die Zerstoßenen, uns die Verstoßenen; der Heilsstrom dringt an uns und uns erfüllt seine verheißene Kraft: Wir vermögen zu stehen, wo wir stehen, obwohl wir gesehen haben, wo wir stehen und wo Gott steht. Wir Männer vermögen es nun, zu „Wir“ geworden durch die Liebe zu der einen Frau. Sie schmiedet uns zusammen und scheidet uns neu, sodaß wir nun einander lieben und doch aneinander leiden müssen. Wir können einander nicht Priester sein, aber wir können die Hände so verschlingen, sie werden uns so verschlungen, daß wir nicht mehr ohne einander leben können, daß wir sprechen müssen: ich lasse Dich nicht, Du segnest ihn denn! Auch hier gibt es keine Ruhe, kein anderes Ertragen als immer mehr lieben. Denn es ist eben wirkliches Leben.

Tochter Gesellschaft (ein Nachwort)

Nach der Kirche und nach der Staatenwelt ist die weltweite Gesellschaft entstanden, die alle Grenzen sprengt. „TOCHTER Gesellschaft“ ist sie getauft worden, denn die Tochter ist der Weg zurück in die Schöpfung, nachdem Mannesgeist uns ihrer Nähe entfremdet hat. Der Blick des Mannes geht leicht in die Ferne. Ihm besonders gelten Goethes Zeilen:

Was ist das Schwerste von allem?
Was dir das Leichteste dünket:
mit den Augen zu sehen
was vor dem Auge dir liegt.

Wenn das auch auf die Frauen zuträfe, würde die Gesellschaft dem Mannesgeiste verhaftet bleiben, denn wie könnten wir dann die Nähe des Lebens wiedergewinnen, ohne welche die gewonnene Ferne uns immer wieder ins Unglück stürzt?

So hofft also Tochter Gesellschaft auf Frauen in töchterlicher Gestalt. Nicht bestimmt von der Lehre der Väter treten diese Frauen hervor, nicht als Töchter von Vätern, sondern als Töchter der Schöpfung, die dem Drange der Liebe und der Sehnsucht nachgeben, so wie ihnen das Herz schlägt. Aus ihrer Begegnung mit den Söhnen der sich festgelaufenen Geschichte kommt neuer Geist. Denn: das Leben ist die Liebe / und der Liebe Leben Geist.

Um zu sehen, aus welcher Richtung solche Töchter denn schon immer kamen, blicken wir rückwärts in die entfernten Zeiten des Alten Testaments, der jüdischen Tenach, die seit Franz Rosenzweig dem christlichen Neuen Testament gleichzeitig geworden ist. Wie leicht entdecken wir da Hölderlins Fremdlingin. Denn gerade Frauen wie die Kanaaniterin Tamar, und die ausländische Königin von Saba, und Boas' Mutter Rachab, die

frühere Hure aus Jericho, und Ruth die Moabiterin werden da zu leuchtenden Gestalten der Tochter, obwohl sie aus der Fremde kamen und den Gott der Väter Israels nicht kannten. Sie kamen auf ungebahnten Wegen, geschichtsunbeladen und doch Töchter erfüllter Zeiten.

Nah ist
und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
das Rettende auch.

ALCHYMIA

Die Jungfrau im blauen Gewande

Alchemistische Texte
des 16. und 17. Jahrhunderts

Herausgegeben und eingeleitet von
Richard Scherer

Der Band versammelt erstmals die wichtigsten alchemistischen Texte des 16. und 17. Jahrhunderts. Abgedruckt sind die Schriften zur Theoria und Practica der Alchemie sowie die Rosenkreuzerschriften, in denen die Alchemie zur „Generalreformation der Welt“ ansetzt. Die zentrale, bis heute unerledigte Frage, um die die Schriften kreisen, ist die nach dem der Natur angemessenen menschlichen Umgang mit der Natur und der schöpferischen Fähigkeit des Menschen.

Die Texte sind in ihrer originalen Gestalt belassen, wurden aber, um die Lesbarkeit zu erleichtern, mit heutigen Buchstaben gesetzt und jeweils mit einer kurzen Einleitung versehen. Die Einleitung zum ganzen Band zeichnet die Geschichte der Alchemie und der sie tragenden theoretischen Vorstellungen und Metaphern nach. Ein ausführliches Glossar der wichtigsten alchemistischen Begriffe, sowie eine Liste alchemistischer Symbole sollen dem Leser den Zugang erleichtern. Die zahlreichen in den Band aufgenommenen Abbildungen dokumentieren die Bilder- und Symbolwelt der Alchemie.

Texte aus der Geschichte Bd. 1
333 Seiten, Halbleinen geb.

Talheimer Verlag 1988

„Die Stunde der Tochter und der Geliebten ist gekommen. Sie, die bisher keine Stunde im Glockenschlag der Heilsgeschichte berief, sie, die immer zu Füßen dieser männlichen Geistesgeschichte bereit war und sich gleich blieb, sie hört heute die Stimme des Vaters im Himmel.“

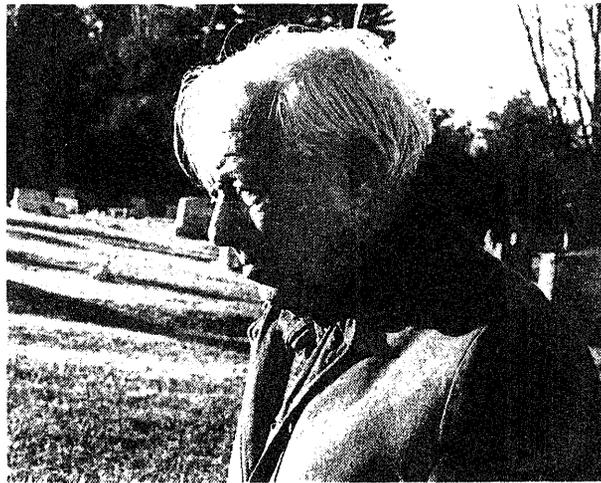


Foto: Dorothea von Haeften

Eugen Rosenstock-Huessy

*Geb. am 6. Juli 1888 in Berlin.
Gest. am 24. Februar 1973 in
Norwich-Vermont (USA).*

Texte aus der Geschichte
